



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kepich-Overbeck, Luise: Aus "Frizchens Liederbuch" : Wiedergabe einiger Gedichte von Christian Adolf Overbeck : mit einem kurzen Lebensabriß des Dichters und Auszügen aus seinen Briefen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus „Fritzchens Liederbuch“

Wiedergabe einiger Gedichte von Christian Adolf Overbeck
Mit einem kurzen Lebensabriß des Dichters und Auszügen aus seinen Briefen

Zusammengestellt von Luise Kepich-Overbeck



in altes Büchlein liegt vor mir, mit zersehntem Einband und vergilbten Blättern. Darauf steht in Handschrift der Titel: Overbeck, „Fritzchens Lieder“ und die Jahreszahl 1781. Dieses Buch ist von Vater und Urgroßvater her in meinen Besitz gekommen. So ist es ein kostbarer Besitz geworden. Kostbar aber nicht nur durch seine Originalität, sondern vor allem durch seinen Inhalt. Zwar ist dieser so schlicht und so anspruchslos, wie die Aufschrift besagt: es sind Kinderlieder. Ein Erwachsener hat sie gedichtet, aber mit dem Herzen eines Kindes — seines Kindes. Er hat damit nicht belehren wollen, nicht erziehen, hat nichts besser oder schöner machen wollen, was sein Kind tut und läßt, denkt und fühlt. Auch hat er ihm sein Recht an Freud und Leid so ganz in übervollem Maße gelassen, wie es eben das Kinderherz empfindet und wie wir Erwachsene es so oft belächeln. Weil wir vergessen haben, wie stummer auch ein Kinderherz in seinen Tiefen aufrütteln kann, und wie die Freude über Dinge, die uns nichtig erscheinen, ein so helles Licht verbreiten kann in der Seele eines Kindes.

Der Mann, der die Lieder schrieb, von denen ich berichten will, der hat alles verstanden, was sein Kind durchlebt hat, und hat es niedergeschrieben, als sei es sein eigenes Erleben. Bis zum heutigen Tage haben nur zwei oder drei dieser Lieder den Weg in die Welt gefunden. Besonders eines, das er selbst vertonte, wie viele seiner Gedichte, wird von Alt und Jung als „Volkslied“ gesungen. Den Dichter kennt niemand, und niemand hat bis heute nach ihm gefragt. Denn sein Lied ist wirklich Eigentum des Volkes geworden, Eigentum der Kinder, die es singen, als käme es ihnen aus eigenem Herzen.

Dies eine Lied aus „Fritzchens Liederbuch“, das alle kennen, ist das Lied:

An den May

Komm, lieber May, und mache
Die Bäume wieder grün
Und laß mir an dem Bache
Die kleinen Beilchen blühn!
Wie möcht' ich doch so gerne
Ein Blümchen wiedersehn!
Ach, lieber May, wie gerne
Einmal spazieren gehn!

In unsrer Kinderstube
Wird mir die Zeit so lang;
Bald werd' ich armer Bube
Für Ungebuld noch krank.
Ach, bei den kurzen Tagen
Muß ich mich abendrein
Mit den Botabeln plagen
Und immer fleißig sehn.

Mein neues Steckenpferdchen
Muß jetzt im Winkel stehn,
Denn draußen in dem Gärtchen
Kann man für Schnee nicht gehn.
Im Zimmer ist's zu enge
Und stäubt auch gar so viel,
Und die Mama ist strenge
Und schilt aufs Kinderspiel.

Am meisten aber dauret
Mich Lottens Herzeleid;
Das arme Mädchen lauret
Auch auf die Blumenzeit.
Umsonst hohlt ich ihr Spielschen
Zum Zeitvertreib heran;
Sie sitzt auf ihrem Stühlchen
Und sieht mich läglich an.

Ach, wemms doch erst gelinder
Und grüner draußen wär'!
Komm, lieber May, wir Kinder
Wir bitten gar zu sehr!
O komm und bring vor allen
Uns viele Rosen mit;
Bring auch viel Nachtigallen
Und schöne Stufuks mit!

Als Fritzchens glühender Wunsch nach dem lieben Mai in Erfüllung gegangen ist, da singt er ein jauchzendes Lied der Dankbarkeit:

Als der May da war

Endlich, endlich hab' ich ihn,
Meinen Sommermann.
Nun ist alles schön und grün,
Alles lacht mich an.
Unsre Kirschendäume blühen
Und der Tulipan,
Und die langen Störche ziehn;
Alles lacht mich an.

Und die liebe Nachtigall
Singt den ganzen Tag,
Und der klare Wasserfall
Läuft dem Geisblatt nach;
Und die Felder leben all',
Und der Taubenschlag
Wimmelt, und im Wiesenthal
Blinkt der helle Bach.

O, du lieber, guter May,
Seh' gefegnet mir!
Wenn du kömst, ist alles neu,
Bliebest du doch hier!
Ich bin selber ganz wie neu,
Wie gefall' ich mir!
O, du lieber, guter May,
Bliebest du doch hier!

Nun hinaus, hinaus ins Feld!
Osen, gute Nacht!
Gott hat seine liebe Welt
Selber warm gemacht!
Lauf, o Sonne, wie ein Held
Angethan mit Pracht!
Gott hat seine liebe Welt
Warm durch dich gemacht.

Brauch' ich Fenster noch und Dach?
O, wozu, wozu?
All der Himmel ist mein Dach,
Und der Baum dazu.
Seht den Vogel, wie gemacht
Wiegt er sich in Ruh!
Warum thät' ich's ihm nicht nach?
Vogel, ich und du! —

Heiße juch! wie froh, wie froh
Ist mein ganzer Sinn!
Lebt ich doch, o, lebt ich so
All mein Leben hin!
Mit dem May so froh, so froh,
Mehr nicht, als ich bin:
Lebt ich nur, o, lebt ich so
All mein Leben hin!

Wieviel Freuden der Sommer für Fritzchen hat, davon weiß noch manches Gedicht zu sagen. Es scheint, als ob der Knabe sein ganzes Erleben mit der Natur verflücht. Blumen, Bäume, Vögel, Felder, Wiesen und Wälder sind sein Kinderreich. Darin herrscht er mit seiner kleinen Freundin Lotte, die er ganz nach Knabenart schon heimlich als sein Bräutchen auserkoren hat. Davon singt ein Lied, das lange Zeit als Volkslied in aller Munde war, und das heut noch viel gesungen wird. Goethe sagte davon, es sei „zart und zierlich“:

An ein Weilchen

Blüthe, liebes Weilchen,
Das ich selbst erzog,
Blüthe noch ein Weilchen,
Werde schöner noch!
Weißt du, was ich denke?
Lotten zum Geschenke
Pflück' ich ehestens dich;
Blümchen, freue dich!

Lotte, mußt du wissen,
Ist mein liebes Kind!
Sollt' ich Lotten missen,
Weinet' ich mich blind!
Lotte hat vor allen
Kindern mir gefallen,
Die ich je gesehn,
Das muß ich gestehn!

Solch ein schmuckes Mädchen
Gibt es weiter nicht;
Zwar hat Nachbars Gretchen
Auch ein hübsch Gesicht;
Doch muß ich's nur sagen,
Würde man mich fragen:
Mächst' du Gretchen freyn?
Sicher sagt ich, nein!

Aber, da die Kleine
Liegt mir in dem Sinn!
Anders nehm' ich keine,
Wenn ich älter bin.
O, die süße Lotte!
Nächst dem lieben Gotte
Hab' ich doch allhie
Nichts so lieb, als sie!

Manche, die mich kennen,
Spotten dann und wann;
Wenn sie Lotte nennen,
Sehen sie mich an.
Thut es nur, ihr Leuten!
Lotte bleibt mein Bräutchen.
Künftig sollt ihr schön
Mit zur Hochzeit gehn.

Aber du, mein Weilchen,
Sollt' für Lotte seyn,
Blüh' nur noch ein Weilchen
Hier im Sonnenschein.
Bald will ich dich pflücken,
Ihre Brust zu schmücken.
Ach, dann küßt sie dich —
Und vielleicht auch mich!

Ein andermal hat er bitteren Kummer durch seine Freundin zu leiden, was er einem Vergißmeinnichtblümchen anvertraut:

An ein Vergißmeinnichtblümchen

Dich auch so grausam abzubrechen! —
Nicht wahr, mein Blümchen, könntst du sprechen,
Du würdest sagen: tu es nicht! —
Allein vergib mir armen Knaben,
Ich tu es nur um Trost zu haben;
Gewiß! aus Muthwill' ihu ichs nicht.
Ich hab' ein Mädchen — o wir liebten
Uns so herzlich, wir betrübten
Uns niemals, weder ich noch sie.
Den Tag, als sie mit süßen Blicken
Mir Kirschen bot, vom Ast zu pflücken,
Den schönen Tag vergeß' ich nie!

Daß sie mich einst noch sollte kränken,
Wie hätt' ich so was können denken
Von ihr! Und doch hat sie's gethan.
Ach, jedem Steine möcht' ichs klagen —
Ich wolt' ihr neulich etwas sagen;
Sie gieng und sah mich nicht maß an.
Gott! Kann mich Lottchen so betrüben!
Mein Lottchen kann mich nicht mehr lieben?
Und wüßt' ich wirklich nur warum?
Ich habe schon so viel geweinet,
So viel gefragt; allein, wie's scheint,
So kummert sie sich wenig drum.

Komm, komm, ich will dich zu ihr tragen,
Mein Blümchen, und ihr stehend sagen:
Sieh' Lotte, hier! — Vergißmeinnicht! —
Und will sie dich von mir nicht nehmen,
So will ich mich zu Tode grämen.
Gott oben der vergift mich nicht.

Die Versöhnung läßt denn auch nicht lange auf sich warten, Fritzchen hat schnell allen Kummer vergessen, den ihm seine kleine Spröde angetan:

Die Versöhnung

Nun sey auch alles Leid vergessen!
Fort Gram, aus meinem ganzen Sinn!
Ich will nun wieder Aepfel essen,
Und Kräusel treiben, wie vorhin.
Sie hat mir nun die Hand gegeben
Und: Liebes Fritzchen! mir gesagt;
Und —, ach in ihrem ganzen Leben
Hat sie noch nie so süß gelacht!
Das war ein Augenblick! Ich dachte,
Der ganze Himmel stieg' herab,
Als ich mich heimlich an sie machte,
Und sie mir da das Händchen gab.

Ich sah sie an mit warmen Blicken;
Da ward ihr helles Auge naß!
O, ich vermag's nicht auszudrücken;
Wie ward mir so! Wie fühl' ich das!
„Bist du noch meine süße Lotte?“ —
„Bist du mein gutes Fritzchen noch?“ —
Ja, ich betheurt's vor unserm Gotte,
Ich war dein gutes Fritzchen noch.
Und du warst meine kleine, süße,
Unendlich süße Lotte, du!
Wir gaben uns die ersten Küsse,
Und alle Engel sahen zu.

Großen Schmerz empfindet Fritzchen durch die häufige Abwesenheit seiner Eltern, die der gesellschaftlichen Sitte gemäß des Abends öfter bei Freunden und Bekannten schmausen. Man kann ihm seinen Schmerz wohl nachfühlen, wenn er klagt:

Klagen

Geh, geh, du böse Zeit!
Ich bin ja gar zu weit
Zurück von allen Freuden,
Sie meistern all' an mir,
Magd, Kutscher und Barbier;
Und Fritzchen muß es leiden.

Heut ist nun wieder Schmaus,
Papa, Mama sind aus,
Und Fritzchen ist allein.
Du guter Himmel du!
Wo find ich heute Ruh?
Kathrin' hat Gicht im Weine.

Dann ist ihr nichts zu Recht,
Sie hadert mit dem Knecht,
Und Fritzchen darf nicht mucken.
„Will er wohl ruhig seyn?“
„Will er ins Bett hinein?“
„Ob ihm die Ohren juden?“ —

Kathrin, mein Abendbrot —
„Frißt er sich denn zu Tod?“
„Hat er nicht erst gegessen?“ —
„Zu Mittag“ — Hin und her!
„Kein Tier frißt so wie er!“
„Er kriegt nichts mehr zu essen!“ —

Was gäb' ich doch darum,
Daß in der Stadt herum,
Nicht soviel Schmäuse wären!
Ich armer, armer Knab'!
Ob ich noch Aeltern hab'? —
Den Schmaus in allen Ehren!

Bär' ich nur nicht so klein,
So schlimm solt's mir nicht seyn,
Die Magd nicht zu regieren.
Allein, was sanq' ich an?
Ich bin so schwach und kann
Den Willen nicht vollführen.

Klag ich, so ist mein Trost:
Kathrin ist leicht erboost,
„Du weißt's, du mußt dich hüten“.
Kathrin hat Wink davon,
Nun fängt sie, mir zum Lohn,
Erst doppelt an zu wüten.

Ach, um die lange Zeit!
Und um mein Kinderleid!
Und um die kleinen Händel
Laß mich nur Fritz erst seyn!
Bey Gott, ich schlage drein;
So hat das Ding ein Ende. —

Als er aber einmal mitgenommen wird zu einem solchen Schmaus, ist er noch unwilliger und preißt dagegen sein Kinderleben:

Der Schmaus

Ist das die ganze Sache?
So laßt mich nur zu Haus!
Ich weiß nicht, was ich mache,
Mit dieser Art von Schmaus,
Ist's für die Langeweile?
Ist's für den Zeitvertreib?
Ihr zieht mich da am Seile
Und macht mir krankes Leib.

Ich mag's kaum wieder denken,
Wie närrisch ich da stand;
Wie Mämmerchen auf Schränken,
Gedrechelt und gewandt.
Gepudert und frisiert,
Gestekt in Weiß und Roth,
Mit Kräuselchen gezieret —
Und hange bis zum Tod.

Und nun befragt mich wieder,
Was ich da recht gethan?
Geschlichen auf und nieder
Die lange blanke Wahn!
Gesprochen? nicht ein Wort!
Den Magen fast zu Schanden
Gepreßt in einem fort!

Und überall verlegen,
Bey so viel Puz und Pracht,
Bey Fächern und bey Degen;
Und dann wohl ausgelacht.
Gezupft an allen Ecken,
Zu allem Dienst gebraucht,
Bey Pelz und Neberröcken:
Daß mir der Kopf geraucht.

Und wie mir das bekommen?
O schlecht, erbärmlich schlecht!
Der Magen ist bekommen,
Der Sinn ist garnicht recht.
Wer kann doch alle Tage
Zu solchen Schmäusen gehn?
Das nenn' ich eine Plage;
Mir ist's nicht auszustehn.

Nein Lotte, wenn wir spielen,
So ist das Herz uns leicht;
Wir sind vergnügt, und fühlen
Nicht, wie die Zeit verstreicht,
Da, auf den großen Schmäusen,
Da gähnet man sich an;
O glücklich ist zu preisen,
Wer davon bleiben kann!

Verschiedene andere Dinge gibt es noch, von denen Fritzchen nicht verstehen kann, wozu sie da sind. Rätselnd steht der kleine Mann vor dem

Kirchthurm

So mächtig hoch den Thurm zu baun,
War wohl gewaltig schwer.
Es läßt sich gut herunterschau'n
Auf alles Land umher.
Doch wie? um das Heruntersehn
Ist wohl das Bauen nicht gesehn.

Um das Hinaufsehn doch nicht gar? —
Um was denn andres wohl?
Da steht mein Thurm so wunderbar,
Daß — man sich wundern soll.
Ein großer Regell' so dent' ich,
Und geh vorbei, — und wundre mich.

Und mancher wundert sich nicht mehr;
Das Ding ist ihm schon alt.
Vergessen ist der lange Herr,
Vergessen sehr, sehr bald! —
Man baue doch nur keinen Thurm,
Mit Kloden und mit Bier:
Er steht im Hagel und im Sturm,
Und was hat er dafür?

Mehr jedoch, als alles äußere Geschehen und Erleben äußert sich das Seelenleben des Knaben. Es treibt ihn, nachzudenken über das unsichtbare Leben, das in uns ist, und von dem er nur die Stimme des Gewissens als etwas deutlich Fühlbares verspürt.

An meine Seele

Wo bist du, daß ich dich erkenne,
Und zu dir sage: du bist Ich!
Du, die ich alle Tage nenne,
Und doch verlegen bin um dich.
Bist du ein Hauch, wie Lüfte wehen?
Bist du ein Schein, wie Lichter Stral?
Ich möchte dich doch gerne sehen;
Kannst du's, so zeige dich einmal.

Es ist doch wunderbar, zu wissen,
Daß was Lebendig's in uns ist,
Und doch die Freude nicht genießen,
Es zu erkennen, wie es ist.
Es soll die Kraft von meinem Leben,
Es soll mein Allerbestes seyn;
Und doch muß ich solange leben
Und sehe dieses Ding nicht ein.

Es sind gewiß recht große Sachen,
Das fühl' ich, dent' ich nur daran.
Im tiefsten Schlaf doch noch zu wachen,
Im Tode gar! und himmelan
Hinauf zum lieben Gott zu fliegen,
Und dann zu sagen: ich bin todt,
Und lebe doch! — das kann genügen,
Das stärket, wenn die Grube droht.

Gewiß ist's, wenn ich an dich denke,
So ist mir Gott auch niemals weit;
Ich fürchte, daß ich ihn nicht fränke,
Und schicke mich zur Sitksamkeit.
Darum kann ich dich nicht versäumen,
Darum forsch' ich so gern nach dir.
Doch all mein Forschen bleibt nur Träumen
Und unbegreiflich bleibst du mir.

Jüngst war mein Täubchen so bellommen,
Da kukt' ich mir die Augen blind;
Ich dacht': es wird die Seele kommen,
Allein, es starb, — ich armes Kind!
Es starb, und von der kleinen Seele
Hab' ich auch keine Spur getriegt.
Ich merkte wohl die of'ne Kehle,
Die stille Brust, doch mehr auch nicht.

Oft macht es mich recht unzufrieden,
Daß ich von dir so wenig weiß.
Ich hätte manchen Fehl gemieden,
Glaub' ich, mit unbedroh'nerm Fleiß,
Wär' ich von dir mehr unterrichtet,
Wie du bestehst, wie du es machst?
Wie dich der Tod nicht mit vernichtet?
Ob du nie schläfst, und immer wachst?

Ich habe manchmal sagen hören,
Es sey ein Schutzgeist mir gesandt,
Der mich im Bösen müsse führen,
Im Guten sey er mir zur Hand.
Ich glaub', ich glaub', ich hab's errathen;
Du, Seele, bist der gute Geist,
Der mich in allen meinen Thaten,
Acht' ich darauf, zurechte weist.

Sey immer mir gegrüßt, o Seele,
Gegrüßt in deiner Dunkelheit!
Gieb mir bey jedem meiner Fehle
Die Warnung noch zur rechten Zeit!
Ich will mich deiner stets erfreuen;
Was du auch seyst, du bist von Gott!
Durch dich erhalt' ich mein Gedeihen,
Durch dich besieg' ich einst den Tod.

Ein blinder Mann, dem er begegnet, läßt ihn zu der Erkenntnis kommen
welches hohe, unfaßliche Glück ihm Gott bereitet hat, da er ihm alle seine
Sinne gab:

Die Sinne.

Wie wunderbar bin ich gemacht!
Mit welcher Kunst, mit welcher Pracht!
Je mehr ich mich betrachte, wird
Mein Herz zu frommem Dank gerührt.

Da tret' ich vor den Spiegel hin.
Und seh' mich selber wie ich bin.
Und horch! mein kleiner Vogel singt;
Ich höre, daß es lieblich klingt.

Ich geh in Garten — ha die Luft
Ist voll von süßem Blumenduft,
Und meine Nase spüret gern
die Wohlgerüche nah und fern.

Da winkt die Kirsche von dem Baum
Und machet lüstern meinen Gaum;
Ich spring' hinan und breche sie,
Und so was mildes schmeckt' ich nie.

Und meine Lotte schleicht herbey,
Kneipt mir die Wange, daß ich schrey,
Ich fühl' im Schreyen ganz geschickt,
Daß Lotte mir die Wange zwikt.

Das ist doch künstlich ganz gewiß!
Und wozu hab' ich alles dies?
Um froh zu merken, daß ich bin;
Denn glücklich macht mich jeder Sinn.

Der blinde Mann, der gestern kam,
Und traurig seinen Schilling nahm,
Der arme, stille, blinde Mann
Zeigt mir das Glück der Sinne an.

Er kann nichts sehen: Dunkelheit
Verschließt die Welt ihm weit und breit;
Die Sonne geht für ihn nicht auf,
Vollendet nicht für ihn den Lauf.

Ob Mittag oder Nacht es sey,
Das ist ihm alles einerley.
Er hört die Lerche singen früh,
Und fraget: warum singet sie?

Das weiß er nicht, daß sie entzückt
Der Dämmerung entgegenblitt,
Daß sie den jungen Tag begrüßt,
Der ihr so hoch willkommen ist.

O blinder Mann, du weißt es nicht,
Wie mir das Herz für Wehmut bricht!
Ich fühle meiner Sinne Glück
Und danke Gott mit nassem Blick.

Ganz erfüllt ist Fritzchens Herz von kindlicher, inniger Liebe zu Gott. Zu ihm trägt er alle seine Wünsche, seine Sorgen und Freuden. Er weiß sich in Gottes allmächtigem Schutz und nimmt aus seiner Vaterhand alles, was geschieht voll gläubigen Vertrauens hin. Als vom lieben Gott gesandt sieht er auch das Gewitter an und kennt darum keinerlei Furcht vor den elementaren Naturereignissen, die sich vor seinen Augen enthüllen:

Das Gewitter

Ich vor dem Donner fürchten mich,
Und vor des Blitzes Pracht?
Da müßi' ich schlecht erkennen dich,
Der Blitz und Donner macht.

Der du vom Himmel Feuer schickst,
Du sendest auch den Thau,
Und Korn und Blume; du erquist
den Hügel und die Au.

Der du die Wolken zittern machst,
Du giebst auch Sonnenschein.
Und milde Frühlingluft; du machst,
Daß Saat und Frucht gedeihn.

Es hatten böse Dünste sich
Gezogen um uns her,
Die Luft war dick und schwefelich,
Der Aem gieng nur schwer.

Da sahen wir den Himmel an,
Und Gott verstand den Blitz;
Mit einmal war es auch gethan,
Er schlug den Dampf zurück.

Ein paarmal flamt's; da war's vorbei
Gereinigt war die Luft,
Der Aem gieng nun wieder frei,
Das Land gab frischen Duft.

Nur unsrer Eiche nah am See
Fiel das Gewitter schwer.
Doch that's ihr darum garnicht weh;
Auch giebt's der Eichen mehr.

Kann Gott es leiden, kann ich's auch,
Denk' ich, und damit gut!
Zudem, es war ein schöner Rauch,
Und schöne, helle Glut.

Am ergreifendsten äußert sich des Knaben tief gläubige Kinderseele in den Abendgedanken, die ein rechtes Kindergebet sind:

Der Tag ist weg; und seht, die Augenlieder
Sind matt, und fallen zu.
Der schöne Tag! — Doch morgen kömmt er wieder;
Ich eil' indeß zur Ruh.

Gespiellet hab' ich heut, gelacht, gesungen;
Gewiß, das freut mich sehr.
Doch ist mir's auch im Lernen wohl gelungen,
Und das, das freut mich mehr.

Ich habe meinen Aeltern viel Vergnügen
Mit meinem Fleiß gemacht;
O schön! das soll mich süß in Schlummer wiegen
Und würzen mir die Nacht.

Mir wird von frommen, lieben Kindern träumen
Die nun im Himmel sind,
Und spielen unter schönen Aepfelbäumen
Komm, süßer Traum, geschwind!

Nein, komm noch nicht! Laß mich vor allen Dingen
Hinauf zum Himmel sehn,
Und meinen Dank dem lieben Gotte bringen,
Vor dem die Engel stehn.

Du, lieber Gott, hast alles das gegeben,
Was mich so sehr erfreut,
Gesundheit, Aeltern, Lehrer und daneben
Die liebe Sommerzeit.

Den schönen Garten, Wiesen, Bach und Lauben,
Mein liebes Blumenbeet,
Mein allerliebste kleines Haus voll Tauben,
Und all mein Spielgeräth.

Du hast mir auch den schönen Tag gegeben,
Und Lernezeit und Spiel,
Und das vergnügte, süsse, süsse Leben
Und noch so Tausend viel.

O lieber Gott, ich danke dir, ich danke!
O sey mir ferner gut!
Du Gütiger! noch mahl: ich danke, danke!
Seh mir doch ferner gut!

Gieb, daß ich dich und meine Aeltern liebe,
Und gerne folgsam sey,
Und immer mich in allem Guten übe;
Und steh mir immer bey!

Ach! was erfleht man nicht von dir für Gaben!
O Gott, ich sah es kaum!
Laß alle Theil an deinem Segen haben!
Und — komm nun, schöner Traum!

*

*

Noch eine lange Reihe dieser Lieder stehen in dem Büchlein und alle sind es wert, gelesen zu werden, doch kann ich sie hier nicht alle wiedergeben. Es liegt mir nun am Herzen, über den Dichter selbst etwas zu sagen, von dessen Leben ich nur mit Mühe einiges Ausführliche in Erfahrung bringen konnte, trotzdem er eine Persönlichkeit gewesen ist, die in engstem Zusammenhange mit den Ereignissen ihrer Zeit gestanden hat. Er heißt Christian Adolph Overbeck und wurde am 21. August 1755 zu Lübeck geboren. Sein Vater war der Rechtskonsulent Georg Christian Overbeck, der ebenfalls aus Lübeck stammte, wohin die Familie vor Generationen, aus dem Westfälischen religionshalber flüchtig, eingewandert war. Overbeck studierte Jura in Göttingen, und seine Neigung zur Muse zeigte sich schon damals in seinem engen Verkehr mit dem „Göttinger Hainbund“, dem die Dichter Bürger, Gölth, Voss und die Brüder Stollberg angehörten. Nachdem er die juristische Doktorwürde erworben hatte, war er in seiner Vaterstadt in den verschiedensten Zweigen der Verwaltung tätig, als Syndikus und Senator. Neben seinem eigentlichen Berufe füllte er, wegen seiner genauen Kenntnis der fremden Sprachen, die Stelle eines Abgesandten aus, die für ihn von höchster Bedeutung wurde. Diese Missionen führten ihn in der Zeit von Deutschlands schwerster politischer Bedrängnis von 1804 bis 1814 in das Lager der Feinde, um mildere Bedingungen für die Stadt Lübeck zu erlangen, und sonstige Verhandlungen zu führen. Keine leichten Aufgaben waren ihm da geworden. Mit Bernadotte, Murat, Soult hat er verhandelt, als Lübeck von fürchterlichen Greueln in dem unglücklichen Jahr 1806 heimgesucht wurde. Als er sich mit einer Zahl erlesener Männer Lübeck's an Napoleon selbst wandte, antwortete dieser mit seinem Bedauern, daß Lübeck vermüdet worden sei, es sei ohne seinen Willen geschehen, die Soldaten wären nicht zu halten gewesen. „Wäre ich vor zwölfhundert Jahren gekommen, so wäre alles verbrannt, alle wären als Sklaven verkauft. Es geht oft noch ärger her,“ so sagte er, und versicherte noch, daß er nicht weichen würde, nicht aus Berlin, und nicht aus Hamburg, Lübeck, Bremen, Emden und Amsterdam. Er wolle warten, bis die Engländer ihm diesen Raub freitig machten. — Auch bei dem unglücklichen Frieden zu Tilsit war Overbeck der Abgeordnete Lübeck's, und bitter mag ihm sein Herz geblutet haben, in all diesen

demütigenden Stunden. Er gab aber nicht auf, zu tun, was in seiner Macht stand und reiste Napoleon nach, über Dresden, wo er nicht vorgelassen wurde, nach Paris. Dort wurde er dem Kaiser abermals vorgestellt, doch war der Zeitpunkt, Gehör zu finden, noch nicht gekommen, und so kehrte Overbeck Anfang des Jahres 1808 wieder nach Lübeck zurück, um jedoch schon im Mai 1808 wieder nach Paris entsandt zu werden, da die zahllosen Bedrückungen der französischen Gewalthaber die dauernde Anwesenheit eines eigenen Abgesandten am Hofe des Kaisers nötig machten. Erst Anfang des Jahres 1809 kehrte Overbeck nach Lübeck zurück. Aus dieser Zeit stammen mehrere Briefe, von denen verschiedene in meinen Besitz übergegangen sind. Sie enthalten keine Äußerungen über seine politischen Missionen, aber ihr Inhalt ist in den heutigen schweren Tagen, die der damaligen Zeit so nahe kommen, von ganz besonderer Bedeutung.

So schreibt er am 19. Februar 1807 aus Hamburg, wohin er zu Verhandlungen mit fremden Behörden geschickt worden war, an seinen Sohn Hans:

„Ja, mein geliebter Hans! Wir leben in einer Zeit, die seit mehr als vielleicht Jahrtausenden ihresgleichen nicht hatte und deren Resultate noch gar nicht zu berechnen sind. Alles ist aus seinen alten Fugen gerissen; alles muß anders werden, weil es aufgehört hat, das Alte zu sein, aber wie es anders werden wird? Das entwickelt noch keine, auch selbst die schärfste Sehkräft nicht. Laß uns indessen ruhig erwarten, was die Zukunft bringt! Gutes bringt sie gewiß, wenn auch gleich nicht lauter Angenehmes. Eine Welt der Ordnung ist diese Welt, bei scheinbarer Unordnung: ihre Wechsel sind keine Ausgeburten des Zufalls, eine weise Hand ist im Spiele. Unsere Pflicht ist, geruhig das Anfrige zu tun, wie es uns vorliegt. Zu viel hinter uns blicken, bringt Sehnsucht, zu viel vor uns, Unruhe. Aber still unseres Weges gehen, heiter, soviel wir können, und auch der Blümchen am Wege (diese finden sich stets) nicht uneingedenk, und so das Kommende erwarten, kindlich, als aus einer Vaterhand, dies wird wohl so der sicherste Plan sein, den wir uns zeichnen können.“

Und weiter schreibt er in diesem Briefe Worte der tiefsten Lebensweisheit:

„Sorgen und Grübeln ist ein Eingieken in ein bodenloses Faß: man kommt damit nicht weiter. Die Dinge gehen doch ihren Gang. Und am Ende, weiß denn der Grübelnde, ob er nicht ganz überflüssige Arbeit macht? Ob nicht alles in seiner Vorbereitung schon daliegt, wie er es gern haben möchte? und vielleicht am Ende noch viel besser, als er es sich nur träumen ließ? Denn wie oft erfuhrn wir's, daß es doch anders kam, als wir dachten und besser, als wir hofften! Laß uns getrost sein, mein lieber Sohn! Seine Menschen beglückt der Vater im Himmel noch fortwährend, und beglückt sie ewig.“

In einem anderen Briefe, der gleichfalls aus Hamburg geschrieben ist, heißt es:

„Die Zeiten sind böse, mein lieber Hans, wenn wir sie mit sinnlichen Gefühlen beurteilen, und böse nennen, was nicht behaglich ist. Sie sind aber gut, wenn wir vom Standpunkt des Übersinnlichen aus und von einer höheren Vernunft herab sie betrachten. Alles ist Bewegung und Veränderung in unserer Welt. Alles sammelt sich immer zu neuer Entwicklung, alles drängt sich immer zu neuer Reife, und das Resultat heißt im Ganzen: Fortschreiten des Geschlechtes zum Besseren, Fortschreiten oft durch scheinbare Rückfälle. Nur für das Individuum freilich, und seine sinnlichen Grade, sind die Zeiten der Krise oft Zeiten herber Drangsale. Doch sie geht oft über und oft geschwinder als man dachte.“

Das sind Worte, die von tiefer Bedeutung sind, weil sie in Zeiten der tiefsten Not und Bedrängnis Deutschlands geschrieben wurden. Der Mann, der sie schrieb, hat in Stunden der Gefahr den Schild des Gottesglaubens hochgehalten, hat nicht verzagt, sondern mit starkem, deutschem Mannesmut ertragen, was Gott schickte. Ganz erfüllt von sorgender, zärtlicher Liebe zu seinen Kindern, sucht er Trost und Halt am häuslichen Herde, und wenn er fern von seinen Lieben weilt, dann nimmt er in Gedanken, die er ihnen mitteilt, und die er sich mitteilen läßt, den innigsten Anteil an ihrem Ergehen. Seines Sohnes Hans

Musikfreude und Begabung bildet fast in jedem Brief, den er ihm schreibt, den Inhalt. Er erzählt ihm von Konzerten, von Sängern, von Orchester- und Kirchenmusik, die er in Paris genießt. Und er empfiehlt seinem Hans zugleich das Studium der Musik, wie er ihn dringend warnt, sich dieser Neigung allzu stark hinzugeben, „denn er soll nie vergessen, was seine Hauptsache sein und bleiben muß“ — der Kaufmannsberuf. Mit väterlicher Besorgnis erfüllt ihn die weiche Gemüthsart seines Hans. In der Antwort auf einen Brief, in dem Hans ihm offenbar in tiefer Bewegung von einem Trauerfall bei nahen Freunden schreibt, warnt er ihn in liebevollster, väterlichster Weise:

„Das muß Dich indessen nicht zu Gefühlen herabspannen, die dem inneren Frohsinn drohen und dem Geiste seinen besten Sporn zu reger Tätigkeit rauben können. Nur warnen soll uns das ernste Schicksal: hier, Jüngling! liegen Fußangeln! ruft es. Wo denn hauptsächlich? Siehe, die Geschichte eines jeden Tages predigt es Dir: In dem Hasche nach dem Genuß! In der damit verbundenen Verwirrung des Gemüthes, wodurch der Geist der Ordnung, der Gewissenhaftigkeit, der Rechtschaffenheit verschwindet! — Und dann: welch ein furchtbares Uebel ist die Schwäche! Man kann dabei den Namen des Gutmüthigen in der Welt behaupten, ist aber ein Sklave eigener und fremder Unart, ohne Gegenwehr und ohne Rettung, der Tag des Umsturzes bricht unaufhaltsam herein, und in seinen eigenen Augen erscheint man sich dann wahrlich nicht gut, sondern jämmerlich.“

Ebenso schreibt er aus demselben Anlaß:

Paris, den 8. August 1808.

„Ich danke Dir, mein bester Hans! für Deine Zuschrift vom 28. vorigen Monats. Sie zeichnet ganz wiederum Dein Herz, wie es für Menschenschicksal und für die Rechte der Jugend fühlt. Du mußt aber auch nicht der Sache zu viel tun, so daß Deine eigene Heiterkeit darunter zugrunde geht. Du könntest leicht einen Gang gewinnen zur Melancholie, und dann hättest Du nicht allein die Freude Deines Lebens, sondern auch den reinen Spiegel der Wahrheit eingebüßt; Du sähest alle Gegenstände durch ein düster gefärbtes Glas und liefeest Gefahr, in den Sümpfen des Menschenhasses allen Trieb zu nützlicher Tätigkeit zu ersticken. Wo wir sehr tief fühlen und doch nicht wirken, doch nicht helfen können, da haben wir besonders Ursache, uns zusammenzunehmen; denn da sind wir auf einem Gebiete, welches uns mit leidiger Passivität bedroht. Es ist nichts nachtheiliger, als das tote, müßige Bejammern eines Unglückes, das wie ein Riese dasteht und unserer schwachen Kräfte spottet: es raubt uns unser Selbstgefühl und macht uns zu einem bloßen Ball des Schicksals. Handeln, wirken, schaffen in uns selber und um uns her; das ist unser Beruf, und dazu bedürfen wir freilich auch des Mitgefühls als eines edlen Reizes. Übernimmt uns aber das Gefühl, so verwandelt sich gerade der Reiz in Abspannung, und wir geraten in ein dumpfes, untätiges Staunen; wir verlieren dabei die heitere, gute Laune und werden ungeschickt zum Handeln, werden uns und anderen unerträglich. Da sucht der beladene Geist denn doch gewöhnlich einen Ausweg, und dieser, er visiere, wohin er wolle, ist fast immer unmoralisch. Entweder habert man mit Gott, oder man zankt mit den Menschen oder man sucht sich zu betäuben und versinkt in dem Schlamm der Lüste. Unsere göttliche Religion gibt uns das beste Umrahmungsmittel, indem sie lehrt, es geschieht nichts ohne den Willen unseres Vaters im Himmel, der ein Herr ist auch des Bösen und am Ende es alles zum Guten lenkt. Da geben wir uns kindlich hin in seine Hand; wo wir arm und unvermögend sind, da sehen wir auf ihn; er ist reich und mächtig. Wo wir so gerne helfen wollen und nicht können, da denken wir: Sein Auge sieht alles, es sieht unser Herz, und seine Stunde wird kommen; nicht nötig, daß wir gerade sein Werkzeug seien, er hat der Werkzeuge unzählige und ruft sie nach seinem göttlichen Willen. Dann beruhigen wir uns, vertrauen auf ihn und gehen wieder frisch und fröhlich an unser Werk. So, mein geliebtester Sohn, mache Du es

auch — und so sei uns bei allem, was vorkommt, Christentum und Religion ein treuer Freund in guten Tagen, ein Trost im Leide, ein Schild in der Versuchung!“

Noch mehrere Male wurde Overbeck nach Paris gesandt, so im Jahre 1809, wo er dem Kaiser Napoleon ein Glückwunschsreiben des Senates zu überreichen hatte und allen Festlichkeiten beizuwohnen. Diese wiederholten Sendungen in die Hauptstadt der Welt boten ihm die anziehendsten Seiten, er vertiefte sich in die kostbaren Schätze der Wissenschaft und Kunst und hatte Gelegenheit, die Bekanntschaft der bedeutendsten und interessantesten Männer seiner Zeit zu machen. So fand er wohl viel Anregung und Genuß, dennoch war das Opfer, das er seiner Vaterstadt brachte, ein schweres. Denn sein Heim, sein Freundeskreis ging ihm über alles. In all seinen Briefen kehrt die Sehnsucht nach daheim beständig wieder und läßt sich nicht übertönen. Er konnte auch nicht viel Linderung und Rettung verschaffen, und das Gefühl ließ ihn oft verzweifeln, daß die Jahre in geschäftigem Nichtstun verstrichen. Es mußte aber alles getan werden, was irgend möglich, und so hielt er auf seinem Posten aus. Die letzte Sendung nach Paris erfolgte 1811, nach der Vereinigung der Städte Hamburg, Lübeck und Bremen mit Frankreich. Diese hatten aufgehört, freie Hansestädte zu sein, waren Städte des von Napoleon gegründeten neuen Kaiserreiches geworden. Kaum die Muttersprache war den freien Reichstädten geblieben, die Hanse war zertrümmert. Schmerz um das Verlorene, hange Sorge um die eigene Zukunft und die derer, die ihm nahestanden, bewegten das Herz Overbecks, als er zum vierten Male Paris betrat. Und noch immer war die Zeit der Prüfungen nicht überstanden. Im Jahre 1813 war Lübeck noch empörenderen Greueln preisgegeben. Erst im Jahre 1814 wurde auch Lübeck von den Fesseln fremder Herrschaft befreit. — Noch im selben Jahre berief ein hochedler Rat Christian Adolf Overbeck zur Bürgermeisterwürde. Seine Friedensarbeit, die nun einsetzte, entschädigte ihn in reichem Maße für die bitteren Jahre, die er mehr als andere hatte auskosten müssen. Er lebte neben seinem Berufe wieder seiner geliebten Dichtkunst. Im „Muses-Almanach“ und anderen Zeitschriften erschienen Gedichte von ihm. Er nahm einen Briefwechsel mit Sean Paul auf und pflegte treue Freundschaft mit Böß, der ihn zu seinem sechzigsten Geburtstage in einem kleinen Gedicht besungen hat. Auch Übersetzungen französischer Theaterstücke unternahm Overbeck, so Bajazet von Racine und Cinna von Corneille, und errang sich damit das Lob von Island und Opitz. Jedoch konnten die Stücke damals nicht aufgeführt werden, da sie für ganz unzeitgemäß galten. Ebenso pflegte Overbeck die Musik und komponierte einige seiner Gedichte. Er suchte die Ausführung von geistlicher Musik zu fördern und gründete Liebhaberkonzerte. Diese vielseitige Bildung und mannigfachen Talente trugen dazu bei, um ihn her eine überaus anziehende Geselligkeit zu verbreiten. Er war allen Nahestehenden des Hauses ein warmer Freund in des Wortes eigenster Bedeutung.

In glücklichster Ehe lebte Overbeck mit seiner Frau, die ihm vier Söhne und zwei Töchter schenkte. Welch innigen Anteil er an dem Gedeihen seiner Kinder nahm, davon zeugen die Gedichte und Briefe in hereditärer Weise. Es ist ihm vergönnt gewesen, an einem seiner Kinder hohe Freude zu erleben. Eben jenes Fritzchen, den er uns so nahe gebracht hat, wurde der bedeutende Maler Friedrich Overbeck, der in Rom die Gemeinschaft der deutschen Romantiker, die unter dem Namen „Nazarener“ bekannt sind, gründete. Anfangs hatte der Vater nicht ohne Sorge die Neigung seines Sohnes zum künstlerischen Berufe wahrgenommen, je entschiedener sich aber das Talent äußerte, desto mehr förderte er die Liebe und Neigung dafür. Drei Forderungen stellte er jedoch seinem Sohne und mahnte ihn immer wieder daran, damit er „vor flacher Mittelmäßigkeit, des Künstlers Todsünde,“ bewahrt bleibe: erstens vollkommene technische Fertigkeit, zweitens klassische Geistesbildung, drittens höchste sittliche Veredelung. Daher gestattete er dem Sohne keine Vernachlässigung der Schulbildung. Besonders legte Vater Overbeck Wert auf das Studium der Alten, „den Homer in der rechten Hand und die Bibel in der linken oder umgekehrt, so, dünkt mich, kann

kein Künstler verderben“. Der Sohn hat den Mahnungen seines Vaters getreulich nachgestrebt. Der Same, der in seinem Vaterhause in ihn gelegt wurde, ist aufgegangen und hat reiche Frucht getragen. Friedrich Overbeck ist der Gründer der religiösen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts geworden. Ein großer Umschwung vollzog sich durch sein Beispiel in der Kunst seiner Zeit, und ihm ist für alle Zeiten sein Platz in der Geschichte der Kunst gesichert.

Anders erging es seinem Bruder Hans, der seiner Neigung zur hohen Kunst nach seines Vaters Willen nicht nachgehen durfte. Sei es, daß der Vater es nicht wollte, weil schon ein Sohn den künstlerischen Beruf ergriffen hatte, oder sei es, daß sein Talent sich nicht in dem Maße entwickelt hat, daß der Vater es für ausreichend hielt, um etwas Ganzes leisten zu können. Jedenfalls frunkte Hans Zeit seines Lebens an der Liebe zur Musik und taugte wenig zum Kaufmann. Er starb zeitig. Von den vier Kindern, die er hinterließ, hat sein ältester Sohn den Namen Overbeck wieder neu zu Ehren gebracht. Es ist der in der Gelehrtenwelt bekannte Archäologe Johannes Adolph Overbeck, dessen Werke über die Geschichte der griechischen Plastik und über Pompeji weit über Deutschlands Grenzen bekannt geworden sind.

So ist das Leben und Wirken Christian Adolph Overbecks von reichem Segen gewesen. Sein Andenken wird in Lübeck in hohen Ehren gehalten. Er hat ein hohes Alter erreicht und starb am 29. März 1821.

Von seinen Liedern sind nur die erhalten geblieben, die ich in dem Büchlein fand. Was er sonst an gesammelten Gedichten herausgegeben hat, ist offenbar verloren gegangen. Vielleicht trägt aber meine Wiedergabe der wenigen Gedichte aus „Fritzchens Liederbuch“ dazu bei, daß neues Interesse an dem Dichter und seinen Schöpfungen geweckt werde. Vielleicht werden dann „Fritzchens Lieder“ eines Tages wieder neu gedruckt, und gewiß werden sie dann den Weg in alle deutschen Häuser und Herzen finden.



„Comme chez nous“

Von Dr. Heinrich Otto Meisner



Wie oft mag wohl in deutschen Landen das Urteil über die „versagende Diplomatie“ heimlich, mündlich oder schriftlich gefällt werden! Der ständige Schluß lautet: Ja, die Engländer sind doch ganz andere Kerle. Daß hier etwas faul ist im Staate Preußen-Deutschland, soll nicht bestritten werden. Um so weniger, als Herr von Kühlmann selber dem Übel gründlich begegnen zu wollen scheint. Hoffentlich nicht bloß auf dem Wege einer „Kommission“. Die Gerechtigkeit gebietet jedoch, sich von blinder Bewunderung des Auslandes ebenso freizuhalten, wie von nationaler Selbstgefälligkeit. „Der“ englische Staatsmann ist „dem“ unserigen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik vielleicht über — das Warum soll hier nicht erörtert werden — Kritik und Klagen muß aber auch jener reichlich sich gefallen lassen. Hören wir die unionistische „Ball Mall Gazette“, das einflußreichste Blatt der konservativen Partei:

„In unserem Regierungssystem sind nur wenige Zweige vorhanden gewesen, die nicht während der aufreibenden Zeit des Krieges Mängel aufgewiesen haben. Ein Zweig hat sich in dieser Beziehung besonders hervorgetan und Anlaß zu vielen